

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 64 (2008)
Heft: 6

Artikel: Spannende Grammatik
Autor: Hüppi, Hans-Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421943>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Spannende Grammatik

Von Hans-Martin Hüppi

Der Mond vom Montblanc aus gesehen. «Grammatik ist doch so etwas von langweilig! Ich weiss nicht, wie ein vernünftiger Mensch sich damit beschäftigen kann!» Stefan scheint ganz verzweifelt. «Komm», sage ich, «hör mir zu! Ich will dir ein paar Geschichten erzählen.» – «Nur nichts von Adjektiven und Adverbien.» Nichts von Adverbien; nichts von Adjektiven – aber von Horace Bénédict de Saussure, dem berühmten Genfer Naturwissenschafter. Saussure soll, vom Montblanc aus, den aufgehenden Mond so gross gesehen haben, dass er ihn nicht erkannte und vor Schreck ohnmächtig ward.

«Ohnmächtig ward... wie du redest! Und ist das wahr?» Der Philosoph Schopenhauer erzählt es. «Und glaubst du es?» In der Höhe sieht alles anders aus. Das ist sicher wahr. Und dass er in der dünnen Luft in Ohnmacht fiel, ist sehr wohl möglich. Du fällst ja bei einem bisschen Grammatik schon fast in Ohnmacht.

«Quatsch! Und warum ist er auf den Montblanc gestiegen? Ich meine Saussure.» Weil er wissen wollte, wie es oben wirklich war. «Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen», hatte sein berühmter Zeitgenosse Kant gesagt. Saussure wollte es wissen und ist hinaufgestiegen.

«Und was hat das mit Grammatik zu tun?» Die wird plötzlich spannend, wenn man den eigenen Verstand braucht.

«Das glaube ich nicht.» Du musst mir nicht glauben. Aber ich kann dir eine zweite Geschichte erzählen, wenn du willst.

Er war ein vornehmer Herr und Gelehrter, Ferdinand de Saussure (1857–1913), der Urenkel von Horace Bénédict de Saussure, der auf dem Montblanc in Ohnmacht fiel. Zu zahlreichen Ehrentiteln brachte er es im Verlauf seines Lebens: Correspondant de l’Institut de

France, Ritter der Ehrenlegion, Maître de conférences an der Ecole de Hautes Etudes von Paris 1881–1891, ausserordentlicher Professor der Geschichte und der vergleichenden Sprachforschung der indoeuropäischen Idiome in Genf 1891, ordentlicher Professor für Sanskrit und indoeuropäische Sprachen 1890, ausserdem der allgemeinen Sprachforschung seit 1907. Berühmt wurden auch seine Bücher *Mémoires sur le système primitif des voyelles dans les langues indoeuropéennes* (1897) und noch berühmter der *Cours de linguistique générale*, den nach seinem Tode einige seiner Schüler 1916 unter seinem Namen veröffentlichten.

Anagramme

«Das wäre also der geistige Stammvater von Bloomfield, Sapir, Jakobson, Lévi-Strauss, Lacan, Althusser und Barthes?» Eben der. Und dieser vornehme Herr und Professor war gleichzeitig ein verspielter Mann, um nicht zu sagen ein geheimer Kindskopf. Ihn hätten die folgenden Schlagzeilen einer Boulevardzeitung begeistert:

«Satyr um uns! Germanist!»
 «Ein Sturm! sagt Mary uns.»
 «Rassigste Mary! Mut nun!»
 «Genaus Satyr nur mit Mus?»
 «Guy muss Mist anstarren.»

Die etwas sonderbare Affäre zwischen einer gewissen Mary und einem satyraffen Germanistenguy hätte ihn nicht beschäftigt, wohl aber die Tatsache, dass es sich bei den Schlagzeilen um lauter Umstellungen – Anagramme – ein und desselben Namens handelt (den ich hier nicht preisgebe – rate mal!).

Tatsächlich verbrachte de Saussure Jahre seines Lebens mit der Suche nach solchen Anagrammen (vor allem in neulateinischen Gedichten), hielt das aber vor seiner Umgebung sorgfältig geheim. Jean Starobinski hat erst Jahrzehnte später über die entsprechenden Funde aus dem Nachlass berichtet. Offenbar schämte er sich der Sache ein bisschen, konnte aber nicht davon lassen. Wer es selber ausprobiert, kann das verstehen. Computer und Anagrammgeneratoren, wie man sie im Internet findet, machen heute das Spiel etwas leichter. Es braucht

aber immer noch Fantasie und Lesegewandtheit, weil man Zehntausende von Varianten auf einen möglichen Sinn hin prüfen muss.

Sudoku mit Wörtern

Ein anderes von de Saussures Spielen war eine Art von Sudoku, aber mit Wörtern und Sätzen. Etwas kindisch, könnte man hier ebenfalls denken. Aber das Kind im Manne, das da spielte, wohnte im Kopf eines grossen Gelehrten. Das merkt man, wenn man selber mitspielt, zum Beispiel mit einem Satz von Hans Magnus Enzensberger: «Im Weissen Haus zappelt verbissen Donald Duck.» Das erste Spiel: Den Satz auf die Felder verteilen. Dazu brauchen wir noch nicht das ganze Schachbrett, sondern nur eine waagrechte Reihe von Feldern. Darin liesse er sich so aufteilen: «Im | Weissen | Haus | zappelt | verbissen | Donald | Duck.»

Jedes Wort besetzt ein Feld. Das wäre einfach. Wo ein Wort zu Ende ist, sieht jeder. Er muss dazu nicht einmal Deutsch können. Aber weil das so einfach ist, ist das Spiel auch bald zu Ende. Verschiebt man ein Wort, entsteht kein sinnvoller Satz mehr: «Weissen | Haus | zappelt | verbissen | Donald | Duck | Im.» Spannender wird es, wenn man anders aufteilt: «Im Weissen Haus | zappelt | verbissen | Donald Duck.» Da ist die Aufteilung auf die Felder nicht mehr so einfach. Aber dafür kann man die Feldinhalte verschieben, und es entsteht dabei immer wieder ein richtiger deutscher Satz: «Im Weissen Haus | zappelt | verbissen | Donald Duck.» «Donald Duck | zappelt | verbissen | im Weissen Haus.» Welche weiteren Varianten gibt es noch? Welche nicht? Stefan antwortet rasch. «Einfacher als Sudoku», findet er. Sehr gut! Dann darf er es mit dem etwas längeren Beispiel von Robert Walser versuchen: «Frau Tobler schaute Frau Wirsich mit besorgten, aber kalten Augen leicht von der Seite her an, indem sie zugleich die Locken ihres jüngsten Kindes, das neben ihr sass, streichelte.»

Den Satz auf Felder verteilen und nachher die Feldinhalte so verschieben, dass es immer wieder einen verständlichen deutschen Satz gibt! Und nun dasselbe mit dem berühmten Einleitungssatz von Franz Kafkas «Die Verwandlung»: «Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheueren Ungeziefer verwandelt.»

Wenn auch das gelungen ist (es gelingt nur, wenn man eine kleine Veränderung am Text vornimmt), noch ein paar Fragen: Wie viele Felder braucht es für den Walser-Satz? Wie viele Felder brauchte der längste deutsche Satz, der sich erfinden liesse? Und wie wäre (wenn überhaupt) der folgende Satz auf Felder zu verteilen: «Beherrscht dich ein Gedanke, so findest du ihn überall ausgedrückt.» (Thomas Mann)

Das zweite Spiel: Feldinhalte ersetzen

Dazu brauchen wir nun mehrere Zeilen auf dem Schachbrett. Zuerst noch einmal nach Enzensbergers Vorschlag:

«Im Massagesalon | brütet | weinend | Frau Holle.»
 «Im Weissen Haus | zappelt | verbissen | Donald Duck.»
 «Unter den Linden | fiedelt | tapfer | Stalin.»
 «Im Kindergarten | tobt | tagelang | Amor.»

Das dritte Spiel: ersetzen und ausbauen

Statt «Im Weissen Haus» etwa: «Wo der amerikanische Präsident residiert...» Klingt sehr geschwollen. Welche andern Felder kannst du so oder ähnlich erweitern? Und welche nicht? «Gar nicht so einfach. Also gut. Aber mit den langweiligen Grammatikstunden in der Schule hat das alles leider fast nichts zu tun.»

Le Socrate rustique

Dann lass mich noch die Geschichte vom Socrate rustique erzählen! Wer mit dem Bus nach Zürich Unteraffoltern fährt, dort am alten Schulhaus, an Friedhof und Kirche und am Katzensee vorbei den Hang hinaufsteigt, findet – bereits auf dem Boden der Gemeinde Rümlang – den Katzenrütihof, der einst von Kleinjogg, dem philosophischen Bauer, bewirtschaftet wurde. Jakob Gujer, so hiess er im Kirchenbuch, hatte mit seinem Bruder zusammen den väterlichen Hof in Wermatswil bei Uster so gut geführt, dass man ihm 1769–1785 die heruntergewirtschaftete Staatsdomäne in der Katzenrüti anvertraute. Tatsächlich brachte er sie als Pächter zu neuer Blüte. Das war in der Zeit von Kant und Horace Bénédict de Saussure: Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! Kleinjogg war ein

Mann, der sich in seinem Fach, der Landwirtschaft, des eigenen Verstandes bediente. Deswegen nannte ihn der damals berühmte Zürcher Stadtarzt Hans Caspar Hirzel den *Socrate rustique*, den Bauernphilosophen, und Kleinjogg wurde in ganz Europa berühmt. In Italien gibt es bis heute ein Denkmal für ihn.

150 Jahre später arbeitete im gleichen Rümlang ein anderer Mann, der es nicht nur selber wagte, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, sondern auch seine Schülerinnen und Schüler dazu ermutigte. Die Spiele auf dem Schachbrett, die Saussure nur eben angedeutet hatte, trieb er mit ihnen weiter. «Wir experimentieren gewissermassen am sprachlichen Mechanismus wie [...] ein Mechaniker mit seinem Motor», sagte er. «Wir nehmen Teile weg, wechseln sie aus, fügen neue hinzu usw. und beobachten bei alledem, was passiert.»

Also zum Beispiel, wie man das Wörtlein *wohl* ersetzen kann. *Ich fühle mich wohl. In der freien Natur fühle ich mich wohler. Zuhause am wohlsten.* In diesen Beispielen liesse sich *wohl* durch *gut* ersetzen: *Ich fühle mich gut, fühle mich besser, fühle mich zuhause am besten.*

Dagegen: *Ich habe ein gutes Gefühl.* Das funktioniert.

Aber: *Ich habe ein wohles Gefühl.* Das funktioniert nicht.

Er wird wohl geschlafen haben.

Das heisst nicht: *Er wird gut geschlafen haben.*

Es heisst eher: *Er wird wahrscheinlich geschlafen haben.*

Wohl hatte er sich gut vorbereitet, doch sprach er zu lang.

Da liesse sich *wohl* durch *zwar* ersetzen:

Zwar hatte er sich gut vorbereitet, doch sprach er zu lang.

Stefan ist wenig begeistert: «Die Frage ist doch, zu welcher Wortart dieses *wohl* gehört. Ist es nun ein Adverb oder ein Adjektiv?» Geraude darum geht es nicht. Den eigenen Verstand brauchen heisst nicht Namen auswendig lernen, sondern experimentieren und hinsehen, was passiert. Glinz hat *wohl* mit einigem Zögern zu den *Artwörtern* gerechnet, weil man es steigern kann. Später zählte er es zu den *Partikeln*. In der Dudengrammatik von 1995 heisst es *Adverb und Modalpartikel*, in der Dudengrammatik von 2006 *Adverb und Abtönungsparatikel*. Liest man diese dicke Grammatik etwas gründlicher, müsste man es wahrscheinlich auch noch zu den *Konjunktionaladverbien* rechnen.

Aber was sagt das? Namen sind Schall und Rauch. Natürlich ist es nützlich, wenn man weiss, dass Nomen früher Substantive hiessen, dann Nomen und jetzt wieder Substantive. Aber wichtiger ist es, zu beobachten, was passiert.

«Und wenn das Ergebnis nicht klar ist?»

Das kommt öfter vor, als man denkt. Zum Beispiel bei den Zeitformen. Präsens und Präteritum, Vergangenheit und Zukunft – wie verhält es sich damit?

Bis heute sieht man in den Schulbüchern die Zeit- oder Tempusformen auf den sogenannten Zeitenstrahl verteilt:

Plusquamperfekt > Präteritum > Perfekt > Präsens > Futur II > Futur.

Als George Orwell 1948 seinen berühmten Roman «1984» schrieb, hätte er ihn also im Futur schreiben müssen. Das tat er aber nicht. Er erzählte in der Zeitform, in der alle Romane stehen: im Präteritum. Die Verteilung der Tempusformen auf dem Zeitenstrahl ist reiner Unsinn. Darauf hatte schon Glinz hingewiesen. 1964 brachte es Harald Weinrich auf den Punkt: Geschichten erzählt man im Präteritum. Hat man dagegen etwas zu besprechen (etwas Allgemeines, hätte Glinz gesagt), so tut man es im Präteritum. Kommt man beim Erzählen auf Früheres zurück, tut man es im Plusquamperfekt, und kommt man beim Besprechen auf Früheres zurück, tut man es im Perfekt. Futur und Futur II dagegen *Er wird schlafen haben* hat nichts mit der Zeit zu tun, sondern damit, dass man nicht sicher ist.

Weinrichs Darstellung war einfach, klar und hilfreich. Aber nicht in allen Fällen zutreffend, stellte 1968 der blitzgescheite Dieter Wunderlich fest: Es kann komplizierter werden. Es kommt auf mehrerelei an: Auf den Zeitpunkt, wo etwas geschieht, auf den Zeitpunkt, wo man vorgibt, dass es geschehen sei, auf den Zeitpunkt, wo man darüber spricht und darüber zu sprechen vorgibt, und schliesslich darauf, wie man sich zum Geschehen stellt. Wunderlichs Darlegungen waren umfassend. Oder doch beinah, denn gegen den Schluss seines Buches räumte er ein, dass er wohl nicht alle Aspekte genügend gewürdigt habe.

«Und was soll ich denn nun glauben», fragt Stefan. Gar nichts. Grammatik ist keine Glaubenssache, auch wenn viele Schulgrammatiker sich wie Päpste gebärden.

«Aber was sagt denn zum Beispiel die Duden-Grammatik?» Die berichtet auf Seite 503, was Wunderlich gedacht hat, und auf Seite 1120 (falls du so weit gekommen bist), was Weinrich gefunden hat. Und da bleibt dir nur eines...

«Mich meines eigenen Verstandes zu bedienen.» Genau. Allerdings ist das nicht immer einfach. Und gewiss nicht bequem. Glinz musste die Erlaubnis der obersten Schulbehörde einholen, bevor er mit seinen Klassen genauer hinblicken durfte, als es die gängigen Lehrmittel erlaubten. An der Uni wurde hinter vorgehaltener Hand über ihn gelacht. Eine Professur in der Schweiz blieb ihm versagt, er lehrte schliesslich an der Technischen Hochschule Aachen.

«Respekt», sagt Stefan. Und: «Im Präteritum erzählen, im Präsens Allgemeines besprechen – eine gute Faustregel. Aber sonst? Wenn ich mit jemandem plaudere, wenn ich eine schöne junge Frau für mich einnehmen will, wenn ich den Steuerbeamten von meinem Standpunkt überzeugen will – was hilft mir da die Grammatik?» Möchtest du darüber eine Geschichte hören? «Warum denn nicht.»

Erickson

In Phoenix in Arizona lebte – bis zu seinem Tode im Jahr 1980 – der Arzt Milton H. Erickson. Er gehörte zu den wenigen Unglücklichen, die zweimal in ihrem Leben von der Kinderlähmung befallen wurden – in der Regel ist man sonst nach einem ersten Anfall immun. Ihm blieben nur seine Menschenkenntnis und seine Sprache. Keine wohlklingende Sprache übrigens: Seine Lippen und sein Zwerchfell waren teilweise gelähmt. Manche seiner Krankengeschichten sind berühmt geworden: Etwa die von dem schlaflosen Mann. Erickson fragt ihn (und zwar sehr sorgfältig), welche Arbeit ihm am meisten verhasst sei. Es stellt sich heraus, dass der Mann seinen Haushalt selber besorgt – nicht ungern. Verhasst ist ihm nur das Wachsen der Holzböden, wie es von Zeit zu Zeit nötig wird. Erickson befiehlt ihm darauf, in Nächten, wo er nicht schlafen könne, genau das zu tun. Während zwei Nächten befolgt der Mann die Anweisung, in der dritten legt er sich rasch einmal hin – und erwacht erst am Morgen wieder. Von da an stellt er jede Nacht Lappen und Wachs bereit, braucht sie aber nie mehr, da er regelmässig durchschläft.

Oder die Geschichte von der krebskranken Frau: Er verordnet ihr, sie solle bei jedem Schmerzanfall Kopf und Schultern nehmen, damit ins Nachbarzimmer gehen und dort an einem unsichtbaren Fernseher eine Literatursendung verfolgen. Das funktioniert; die Schmerzen der Frau bleiben bis zu ihrem Tod erträglich.

Mit solchen Krankengeschichten wurde Erickson so berühmt, dass Ärzte und Psychologen aus der ganzen Welt zu ihm pilgerten, um ihn bei der Arbeit zu beobachten. Seine Menschenkenntnis und Beobachtungsgabe blieben zwar unerreichbar. Lernen konnte man aber, wie er mit der Sprache umging. Da war er, der nur mühsam und gar nicht wohlklingend sprach, ein Meister der angewandten Grammatik, und zwar in vier Bereichen.

Erickson wusste um die zwiespältige Wirkung von Verneinungen. «Macht keinen Lärm!», sagt die Lehrerin – und schon geht der Krach los; das Stichwort «Lärm» hat die Kinder erst auf die Idee gebracht. Die Zigarettenreklame «Mit Craven-A-Zigaretten werden Sie nie mehr husten» wurde zu einem der grössten Flops der PR-Industrie – ans Husten wollten die Zigarettenraucher nun gewiss nicht erinnert werden. Für unseren Sprachgebrauch hat das drei Konsequenzen. Erstens werden wir hellhörig: Wer etwas sehr intensiv ablehnt («Ich bin an Sex überhaupt nicht interessiert»), ist intensiv damit beschäftigt. Zweitens brauchen wir, wenn wir wirklich etwas erreichen wollen, positive Formulierungen: «Ich will, dass es so still ist, dass wir den Regen draussen fallen hören», könnte die Lehrerin sagen, wenn sie wirklich Ruhe will. Drittens können wir Verneinungen dann einsetzen, wenn wir mit dem Widerstand des Gegenübers rechnen: «Sie müssen nicht an diese Sache denken, und Sie müssen schon gar nicht davon träumen», können wir sagen – und fast sicher sein, dass unser Gegenüber daran denkt und davon träumt.

Aufmerksam war Erickson auf die Wertigkeit oder Valenz von Verben und im Zusammenhang damit auf Aktiv und Passiv. Zur Erinnerung: Das Verb «geben» lässt drei Leerstellen offen; da ist jemand, der gibt, da ist jemand, dem etwas gegeben wird, und da ist schliesslich etwas, was gegeben wird; «geben» ist dreiwertig. Das Verb «schlafen» dagegen lässt nur eine Leerstelle offen. Wir können sagen, wer da schläft, aber nicht, was er schläft oder wem er schläft; «schlafen»

ist einwertig. Dass es drei leere Stellen gibt, heisst, dass wir sie besetzen können, aber nicht alle besetzen müssen; «Geben ist seliger denn nehmen» sagen wir und lassen alle drei offen. Das kann gute Gründe haben – wir wissen etwas nicht – oder schlechte – wir wollen etwas verstecken. So oder so lohnt es sich, darauf zu achten.

Das gilt besonders für die Passivform und die Nominalisierung. Bei der Umwandlung von Aktiv zu Passiv (Hans prügelt Fritz > Fritz wird geprügelt) wird eine der offenen Stellen getilgt; wir erfahren nicht mehr, wer der Täter ist. Ähnlich verhält es sich bei Nominalisierungen. Wie gerne reden wir von «Motivation»! Es ist bequem, weil wir dabei nicht sagen müssen, wer denn wen womit in Bewegung setzen soll. «Geben ist seliger als nehmen»: Wer gibt? Und was? Und wem? Und wer wird selig?

Aufmerksamkeit verdienen in diesem Zusammenhang auch die Pronomen. Nicht immer ist klar, worauf sie sich beziehen: «Man sollte...» Wer ist «man»? Gelegentlich geben Pronomen auch vor, dass etwas da sei, wo gar nichts ist: «Es regnet.» Wer regnet da? Niemand. Das Pronomen füllt eine syntaktische Leerstelle, denn deutsche Sätze brauchen ein Subjekt. In Wirklichkeit steht «Es» für gar nichts. Denkt man. Trotzdem hat Eduard Renner seinerzeit in diesem «Es» ein ganzes magisches Weltbild gefunden: «Es gibt aber drei grosse und umfassende Formen des magischen Erlebens [...]: Das ES, den Frevel und den Ring.»

Gerne spielte Erickson auch mit Doppeldeutigkeiten, mit Homophonie und Polysemie – Möglichkeiten, die auch heute noch gebraucht werden, etwa, wenn der Gärtner «Blumen-Rabatte» anpreist oder der Verkäufer von Hellraumprojektoren empfiehlt: «Stellen Sie Ihre Gedanken ins rechte Licht!» In Rilkes berühmtem «Herbsttag» heisst es: «Herr, es ist Zeit.» Das kann bedeuten: «Die Zeit – nämlich der Herbst – ist gekommen.» Es kann aber ebenfalls heissen: «Es gibt so etwas wie die Zeit, und der unterstehen wir alle, selbst du, Herr», worüber Heidegger dann ein ganzes dickes Buch geschrieben hat.

Alle diese Möglichkeiten – positive oder verneinte Aussagen, offen gelassene oder bezeichnete Stellen, Aktiv, Passiv und Nominalisierung, verschwiegene oder benannte Täter, Doppeldeutigkeiten verschiedener Art – sind weder gut noch böse. Es gilt sie aufzuspüren

und sinnvoll einzusetzen. Als der greise und schwer pflegebedürftige Mann unserer alten Nachbarin starb und wir nicht wussten, ob sie nun eher traurig oder erleichtert sei (sie wusste es auch selbst nicht), habe ich mich dankbar an das «Milton-Muster» erinnert (so nannten es seine Schüler gelegentlich). Ich schrieb ihr einen Brief voller Nominalisierungen, passiver Formen und verbaler Leerstellen, und sie war dankbar für meine Anteilnahme, die doch alles offen liess, was niemand beantworten konnte. Die andere Seite des Milton-Musters brauchte ich als Lehrer, wenn ich meinen Klassen fadengrad sagte, was sie nun zu tun hätten. Angewandte Grammatik, für die ich immer dankbar war.

Stefan schaut mich lange an. Habe ich etwas vergessen? Ja natürlich. Erickson erzählte gern Geschichten. Er war sicher, dass sie etwas bewirken.

Literatur

- Bandler, Richard und Grinder, John (1980):
Metasprache und Psychotherapie. Paderborn: Junfermann.
- Enzensberger, Hans Magnus (Hg.) (1985): Das Wasserzeichen der Poesie. Nördlingen: Franz Greno
- Glinz, Hans (1952; 6. Auflage 1973): Die innere Form des Deutschen. Francke: Bern
- Renner, Eduard (1941): Goldener Ring über Uri. Zürich: Metz
- Starobinski, Jean (1980):
Wörter unter Wörtern: die Anagramme von Ferdinand de Saussure. Frankfurt: Ullstein.
- Saussure de, Ferdinand (1931): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft.
Berlin: de Gruyter
- Weinrich, Harald (1964): Tempus. Stuttgart: Kohlhammer
- Wunderlich, Dieter (1970): Tempus und Zeitreferenz im Deutschen. München: Hueber